

IM GEDÄCHTNIS GOTTES BLEIBEN: EINE CHRISTLICHE PERSPEKTIVE AUF DIE DEMENZ

Besteht unsere Erlösung nur darin, von Sünde und vom Bösen befreit zu sein? Entsteht in unseren Kirchen und Gemeinden nicht selten der Eindruck, das sei alles, was von der Erlösung durch Christus zu sagen ist?

Die Demenzerkrankung macht uns Angst. Da gibt es zunächst nichts zu beschönigen. Die Degeneration des Gehirns, insbesondere der Verlust der Gedächtnisfähigkeit, scheint uns schlimmer zu sein als der Verlust vieler anderer Fähigkeiten. Denn Demenz betrifft uns selbst als urteilsfähige, selbstbestimmte Persönlichkeiten. Sie betrifft damit das, was in unserem modernen Denken das Personsein ausmacht. Sie wird deshalb als Schrecken empfunden. Mit dem Verlust des Personseins müssen wir auch um unsere Achtung und Würde fürchten.

Die biblisch-christliche Sicht setzt demgegenüber einen wohlthuend anderen Akzent: Dem Leib gebührt Achtung gerade auch im Vergehen und Zurückgeben. Wir hatten gesehen: Der Gottesdienst der Leiblichkeit schliesst ein, dass wir Menschen unsere Gaben und Fähigkeiten demjenigen zurückgeben, der sie uns verliehen hat (siehe April-wort+wärch). Sie sind Leihgaben Gottes, die wir in seine Hand zurücklegen müssen. Das kann mitten im

Leben geschehen, es kann auch in Trauer und Klage geschehen.

Demenz ist der schmerzliche Verlust des Geistes, der «mens» («de-mentia»). Demenz macht den Spruch in Psalm 31,6 zu einer neuen Herausforderung: «In deine Hände befehle ich meinen Geist ...» Die Herausforderung ist letztlich: Was in einer nichtchristlichen (medizinischen) Sicht lediglich als Abbau oder Verlust erscheint, das erscheint in einer christlichen Sicht als ein Entzogenwerden von Gaben oder als ein Zurückgeben von Gaben an den Schöpfer, den wir als Ursprung und Geber aller Gaben bekennen. Genauer formuliert: Das schmerzhafteste Ereignis, dass uns Gaben entzogen werden, soll uns zum Anlass eines leiblichen Gottesdienstes werden, der in die Hand Gottes hinein loszulassen und ihn so zu ehren vermag.

Herausforderung: leibliches Personsein in der Demenz

Allein dass Menschen ein so hohes Gut wie ihren Geist loslassen müssen, verdient eigentlich Hochachtung. Unsere Gesellschaft wird im Blick auf ihr modernes Menschenbild grundsätzlich lernen müssen: Personsein ist mehr als das, was in körperlichen oder höheren geistigen Fähigkeiten von uns erscheint. Der ursprünglich hebräische und griechische Begriff für Person («panim»/«prosopon») bedeutet «Antlitz» und hält fest: Bei der Achtung von Menschen als Personen haben wir uns an das zu halten, was sich uns als menschliches Antlitz zeigt – ganz unabhängig von seinen körperlichen oder geistigen Fähigkeiten.

Solche Fähigkeiten zu beurteilen oder gar zum Gradmesser der Achtung oder Würde zu machen, ist bereits selbst schon ein Verstoss gegen die Achtung und Würde. Mit dem «Antlitz» ist auch gesagt: Im Unterschied zu jenen Fähigkeiten, die schwinden und deren Restbestände häufig nur vermutet



werden können, hat sich in den Furchen vieler alter Gesichter die Lebensgeschichte eines Menschen niedergeschlagen. Diese hat ihre eigene Würde.

Einen zweiten wichtigen Aspekt transportiert der alte Personbegriff ebenfalls: «Person» markiert den Ort eines Menschen in einer Anerkennungsgemeinschaft, in welcher er ein «Du» ist. In der Regel ist diese Anerkennungsgemeinschaft, etwa in der Familie, im Verein oder im Beruf, gegenseitig. Weil Menschen aber verletzbare und gefährdete Wesen sind, werden einseitige Verhältnisse zu Testfällen der Anerkennungsgemeinschaft. Um es auf den Punkt zu bringen: Meine Mutter bleibt meine Mutter, auch wenn sie selbst nicht mehr weiss, dass sie meine Mutter ist.

Was wir als Personen sind, hängt also nicht allein am seidenen Faden unserer Fähigkeiten. Anerkennungsbeziehungen sind wichtig; sie gehören zu dem, was wir leiblich sind. Mit Recht ist deshalb gesagt worden, dass Demenzerkrankte nicht so sehr durch ihre körperlich-geistigen Verluste bedroht sind (medizinische Ebene), sondern durch Verluste von Beziehungen (soziale Ebene). Die Person-orientierte Demenzpflege, die mit dem einflussreichen Werk von Tom Kitwood verbunden ist, setzt deshalb zu Recht auf förderliche Anerkennungsbeziehungen: «Die Identität bleibt intakt, weil andere sie festhalten.» Mittlerweile ist man sich allerdings der Überlastung, zu der diese Lösung für pflegende Angehörige (Ehepartner) führen kann, bewusst geworden. Im Bild gesprochen: Auch diesem Faden unseres Personseins darf man nicht zu viel zumuten.

Der schottische Theologe John Swinton thematisiert in seinem schönen Buch «Dementia. Living in the Memories of God» (2012) an dieser Stelle die Glaubensbeziehung zu Gott. Natürlich ist auch unsere Fähigkeit zu glauben verletzlich; sie kann in einer dementiellen Erkrankung ebenfalls schwinden. Auch hier kommt es darauf an, dass wir Kind Gottes bleiben, auch wenn wir selbst das nicht mehr wissend vor uns bringen können.

Swinton zieht dazu den biblischen Gedanken vom Erinnern und Gedenken Gottes heran, das gerade denen gilt, denen die Fähigkeit des Erinnerns abhandenkommt: Wir sind nicht das, was in unserem Gedächtnis bleibt, wir sind im Gedächtnis bzw. im Gedenken Gottes. Gedenken meint nämlich biblisch, dass unsere Identität in Gottes Hand ruht (vgl. Jesaja 49,15f.) Anders gesagt: Die Stärke der Glaubensbeziehung besteht darin, dass sie auch einseitig hält – insofern uns nichts aus Gottes Hand reißen kann (Johannes 10,28). Damit verbindet sich auch eine

kritische Anfrage an manch evangelikales Glaubensverständnis.

Umgang mit dementen Menschen: Leibgedächtnis und Scham

Auch wenn unsere Person nicht in unserer leiblichen Erscheinung aufgeht, in der Begegnung mit demenzkranken Menschen haben wir uns mehr als sonst an ihre leiblichen Äusserungen zu halten. Denn obwohl das geistige Gedächtnis abnimmt, bleibt das, was man «Leibgedächtnis» nennt, viel länger intakt. Dieses besteht in leiblichen Gewohnheiten, in emotionalen Reaktionen auf Melodien oder Gerüchen. Da hat sich etwas in der Lebensgeschichte gebildet und sich abgelagert, an das sich die kranke Person (zunächst) nicht explizit erinnern und es nicht in Gedanken und Worte fassen kann. Rituale und Singen sind deshalb wertvoll in der Kontaktaufnahme mit ihr. Hier liegt eine Chance christlicher Gemeinden, solche Menschen an ihrer Anerkennungsgemeinschaft teilhaben zu lassen und so zu würdigen.

Mehr noch als bei anderen Alterserscheinungen fühlen sich Menschen mit Demenz durch ihren Körper beschämt, weil sie die Kontrolle über ihn verloren haben. Und dazu reduzieren andere Menschen sie gerade auf diesen so Verlustreichen und demütigenden Körper. Liest man einmal den Leidensweg Jesu unter einem ähnlichen Gesichtspunkt, liesse sich sagen: Der Leib, in dem der Gottessohn Fleisch wurde zum Heil der Menschen, er wird am Kreuz von seinen Gegnern auf eine blossgestellte nackte Körperlichkeit reduziert. In dieser Beschämung und Entwürdigung wird Jesu Beziehung zu seinem Vater als blosser Behauptung abgetan; Jesus selbst hatte kaum Kraft, sie festzuhalten.

Entscheidend ist: Der Vater hält die Beziehung von seiner Seite fest; die Auferweckung bedeutet Jesu Neueinsetzung in Leiblichkeit. So gesehen verdichten sich im Leidensweg Jesu Beschämungs- und Verletzungserfahrungen. Deshalb muss man gegenüber der Beschämung auch der Scham eine positive Aufgabe zuweisen. Sie ist so etwas wie der leibliche Schutzmantel der Würde, der behütet, dass der Leib auch dort, wo er abnimmt und vergeht, Gottes geliebter und gewürdigter Leib bleiben darf.

**Wir sind nicht das,
was in unserem Gedächtnis bleibt,
wir sind im Gedächtnis Gottes.**

Hans-Martin Rieger, Dr. theol.,
ist Pfarrer in Heimiswil und apl. Professor
für systematische Theologie in Jena.

